

LESEPROBE

Clemens Bittlinger

Behütet
und beflügelt

Wie Engel uns begegnen



Brendow.



Clemens Bittlinger ist Pfarrer, Buchautor und Liedermacher. Unzählige Konzerte und Tourneen in den vergangenen vier Jahrzehnten und 37 veröffentlichte CDs mit einer Gesamtauflage von rund 350.000 verkauften Exemplaren machen ihn als Singer-Songwriter zu einem der erfolgreichsten Interpreten seines Genres. Seine Lieder haben in zum Teil millionenfacher Auflage den Weg ins allgemeine Liedgut der Kirchengemeinden gefunden. Ergänzend zu diesem Buch erscheint das neue Songalbum „Leih mir deine Flügel“ bei: www.sanna-sound.de

Einleitung

Da hat dein Schutzengel aber gut auf dich aufgepasst!“ Diesen Kommentar hört man immer wieder, wenn etwas gerade noch mal gut gegangen ist. Da ist jemand die Treppe hinuntergefallen und hat sich bloß den Fuß verstaucht; er hätte sich ja auch das Genick brechen können. Da hat sich eine andere bei Glatteis zweimal mit dem Auto überschlagen und außer ein paar Prellungen ist nichts passiert. Ein befreundeter Musiker kam zwei Minuten nach dem feigen Attentat genau an der Stelle vorbei, wo Menschen erschossen wurden, dieser Ort lag auf seinem ganz normalen Weg von einer wöchentlich stattfindenden Musikprobe zur S-Bahnstation. „Da waren aber gleich ganze Kohorten von Schutzengeln an deiner Seite!“, kommentierte ich sein Erlebnis spontan. Wobei dann sofort in mei-

nem Innern die Frage auftauchte: Wo waren die Schutzengel der anderen? Derer, die bei diesem Attentat zu Tode kamen?

Bereits hier merken wir, die Sache mit dem Schutzengel ist eine höchst subjektive und persönliche Angelegenheit, deren Säulen spätestens bei einem schweren Unglück oder Schicksalsschlag ins Wanken geraten: „Wo war mein Schutzengel, als mir dies und jenes widerfuhr!“

Die Vorstellung von einem Schutzengel, den jeder Mensch hat, ist ganz selbstverständlich im allgemeinen Volksglauben verankert. Denn dass es Engel gibt, also himmlische Gesandte und göttliche Botschaften, steht für all jene außer Frage, die die Bibel schätzen. Schon von Kindesbeinen an werden wir mit der Vorstellung, dass wir einen Schutzengel haben, vertraut gemacht. Und wenn ich als Pfarrer mit Eltern über die Taufe ihres Kindes spreche, dann ist ein Hauptgrund, warum sie ihr Kind taufen lassen wollen, der Schutzgedanke. „Wir wollen unser Kind unter den besonderen Schutz Gottes stellen!“ So spielt die Vorstellung von einem Schutzengel, der diesem geliebten Kind durch die Höhen und Tiefen zur Seite stehen möge, eine ganz wichtige Rolle.

Vorstellungen von Engeln gibt es viele. Auf der Kommode zu Hause in unserem Wohnzimmer steht aus grobem Holz gefertigt ein etwa 30 Zentimeter großer Engel.

Er ist auf eine kleine Schieferplatte montiert, auf der vorne ein Teelicht platziert ist, sodass der Engel, der kein Gesicht besitzt, von Zeit zu Zeit in einem flackernden Licht erscheint und hinter sich einen großen Schatten wirft.

So erlebe ich Engel – selten unmittelbar, aber doch wirksam in meinem Leben und im Leben vieler Menschen, die mir begegnen. Sie werfen einen Schatten, der oftmals vielleicht viel größer ist als das tatsächliche Ereignis und oft lässt sich erst im Rückblick erkennen: Da war ein Engel – eine mehr oder weniger abstrakte Skulptur, ohne Gesicht, mit wie Flügel ausgebreiteten Armen, die eher Schutz und Geborgenheit verheißen als irgendwelche Höhenflüge.

Solch eine Engelsvorstellung scheint mir eine sehr alltagstaugliche zu sein. Ein Engel, dem es nicht auf sich selbst ankommt, sondern der da ist, um uns zu beruhigen und uns daran zu erinnern: „Ich habe viele Gesichter und wer achtsam durch das Leben geht, wird mich entdecken. Immer wieder und öfter, als man glaubt.“

Der Gottesbote aus grobem Holz geschnitzt stand übrigens eines Tages vor unserer Haustür. Ohne einen Brief, Zettel oder Kommentar. Wir nahmen ihn freudig auf. Freunde hatten ihn uns vor die Tür gestellt als ein kleines „Dankeschön“ und wohl als Hinweis: „Du warst für uns wie ein Engel!“

In diesem Buch gehe ich ausgewählten biblischen Geschichten über Engel im Alten und im Neuen Testament nach, um zu zeigen, wie die himmlischen Gottesboten uns Menschen mitten im Leben begegnen, und lade mit Geschichten und Erlebnissen aus dem Zeitgeschehen ein, immer wieder staunend innezuhalten und sich bewusst zu machen: Engel sind (auch heute noch) stets unterwegs.

Dabei ist mir auch wichtig, auf einen ganz besonderen Aspekt der himmlischen Begleiter hinzuweisen. Denn nicht selten entpuppt sich mancher Schutzengel als „Schubsengel“. Ein Engel, der sowohl biblisch als auch

Nicht selten entpuppt
sich mancher Schutz-
engel als „Schubsengel“.

in der persönlichen Erfahrung
bestens belegbar ist. Er spricht
zu uns, schubst uns an durch
Zeichen, durch Begegnungen,

durch Ereignisse, oder noch einfacher gesagt durch Impulse, die wir plötzlich verspüren und die uns zu Herzen gehen. Wer mit offenen Augen durchs Leben geht, wird immer wieder seine Spuren entdecken. Engel behüten und beflügeln uns.

Wie Engel uns im Neuen Testament begegnen

Der Schubsengel von Bethesda

Der Gelähmte am Teich von Bethesda. Eine Geschichte nach Johannes 5,1–16.

Ein Geheilte erzählt:

Begib dich zu den Säulenhallen von Bethesda, dort geschehen noch Wunder!“, hatte man mir zugeraunt. Seit 38 Jahren war ich gelähmt und konnte mich nur mühsam, auf dem Boden kriechend, vorwärtsbewegen. Dabei hatte ich noch Glück, meine Eltern waren einigermaßen wohlhabend. Nur deshalb konnten wir uns die vielen Arztbesuche und Kuren in diversen Sanatorien überhaupt leisten. Doch nichts hatte geholfen, meine gelähmten Beine blieben starr und reaktionslos.

Begib dich nach Bethesda!“ Dieser Rat wollte nicht mehr aus meinem Kopf. „In den Teich von Bethesda“, so sagte man, „würde von Zeit zu Zeit ein Engel hinabsteigen und dem Wasser einen Schubs geben. Der Erste, der dann im Wasser dieses Teichs wäre, der würde gesund.“

Das klang zu schön, um wahr zu sein. *Was hatte ich nicht schon alles probiert, wie hatte ich mich geschunden und gequält, um wieder Leben in meinen Körper zu bringen ...* Nichts hatte geholfen. Und jemand, der so verzweifelt ist, wie ich es war, der klammert sich an jeden Strohalm, und sei er noch so dünn. *Was soll's*, dachte ich mir. *Ich habe ja nichts zu verlieren, selbst wenn ich da nur rumliege, mehr passiert ja zu Hause auch nicht.* Also habe ich mich mit meinem Cousin Jaron und meinen beiden Schwestern Ruth und Lea auf den Weg nach Jerusalem gemacht. Dort hatte man diese Säulenhallen errichtet.

Jerusalem – welch verheißungsvoller Name! Was für eine Stadt! Was für ein wunderschöner Ort voller Farben, Düfte und Klänge! Ich konnte mich an all dem nicht sattsehen, als wir durch eines der imposanten Stadttore einzogen: überall Menschen aus den unterschiedlichsten Regionen und ein wundervoller Wirrwarr an Sprachen und Klängen. Ich war begeistert. Händler boten lautstark ihre Waren feil, Kamele, Eselkarren und Pferde wurden durch die engen Gassen getrieben; es roch nach Weihrauch, nach Zimt und Zitrusfrüchten. Bunte Tücher, Perlen, Kleider und Gewänder neben farbenprächtigen Gewürz-, Obst- und Gemüseständen. Wie gebannt lag ich halb aufgerichtet auf dem Karren, während mich Jaron unbeirrt durch das Getümmel zog.

„In der Nähe des Jerusalemer Schaftores findet Ihr die Säulenhallen“, hatte man uns gesagt und so zogen und schoben mich Ruth, Lea und Jaron schließlich dorthin. Schon aus einiger Entfernung konnte ich die Säulen erkennen und es riechen ... wir näherten uns einem großen Krankenlager. Hunderte von Kranken, Blinden, Verkrüppelten, aber auch Gelähmten wie ich lagerten um einen Teich. Für all diese Kranken hatte man fünf Säulenhallen gebaut. Doch irgendwie hatte ich mir das Ganze schöner und prächtiger vorgestellt. Irgendwie erhaben hatten „Die Säulenhallen von Bethesda“ in meinen Ohren geklungen, dabei war es ein ziemlich trauriger, übel riechender und elender Ort – ein großes Krankenlager eben.

Wenn das Gerücht nun stimmte, dass von Zeit zu Zeit ein Engel diesen Tümpel in Wallung bringen würde und dass man dann als Erster im Wasser sein müsste, dann war klar: Die besten und wichtigsten Plätze waren eindeutig die in den ersten Reihen. Doch die waren hoffnungslos überfüllt und besetzt. Es gab nirgends eine Chance und Möglichkeit, sich da noch irgendwo dazwischenzumogeln.

„Setzt mich doch einfach irgendwo ab, wo es nicht ganz so dicht gedrängt ist. Ich will mir das Ganze erst einmal in aller Ruhe anschauen“, hörte ich mich zu meinen Verwandten sagen.

„Aber wie willst du dann an dem Wunder teilhaben?“, protestierte Lea. „Du hast doch überhaupt keine Chance, als Erster in dem Teich zu sein, wenn das Wasser in Bewegung gerät. Bis du dich da hinuntergeschleppt hast, ist der Zauber doch schon längst vorbei!“

Ja, sie hatte sicher recht, das wusste ich. Aber dennoch wollte ich erst mal ein bisschen Abstand halten. Es tat mir ja schon gut zu sehen, dass ich nicht der Einzige war, dem es schlecht ging. *Irgendwie war dies doch eine Solidargemeinschaft. Jedem ging es irgendwie dreckig und jede*

Für Gott gibt es keine ausweglosen Situationen. Er hört das stille Weinen der Verzweifelten.

wie jeder hier musste irgendwie überleben, das schweißte doch sicherlich zusammen, versuchte ich mir in Gedanken die Situation schönzureden.

Die drei setzten mich auf einer der oberen Stufen ab, ließen mir Wasser, Fladenbrot und Gemüse da und verabschiedeten sich mit dem Versprechen, regelmäßig nach mir zu sehen. So saß ich da an eine der großen Säulen gelehnt und starrte hinunter zu der braunen Brühe des Teichs, den man Bethesda nannte.

„Bethesda“, das heißt so viel wie Haus der Barmherzigkeit. Vielleicht war es das ja wirklich, obwohl der Ort auf mich unbarmherzig und grausam wirkte.

Wurde hier nicht eine Hoffnung genährt, die für die meisten, die hier lagerten, niemals in Erfüllung gehen würde?, dachte ich bei mir. Und doch lagen wir hier zu Hunderten und warteten auf ein Wunder.



Wochen und Monate waren vergangen und nichts hatte sich getan. Zwar war ich mit meinem Krankenlager dem Teich schon drei Stufen näher gekommen. Ich war gewissermaßen nachgerückt, weil jemand verstorben war oder entnervt aufgegeben hatte, doch vom eigentlichen Ort des Geschehens war ich immer noch weit entfernt. Die Besuche meiner Familie wurden immer seltener, aber immerhin sorgten sie dafür, dass ich nicht verhungern und verdursten musste, und sie brachten mich ab und zu zum Waschen hinunter in den Teich. Es war interessant zu beobachten, wie sich, wann immer Joran, Lea und Ruth mich ins Wassern brachten, sofort einige der Kranken auch in den Teich stürzten aus Angst, sie hätten vielleicht den Wasserschubser des Engels nicht mitbekommen. Tatsächlich passierte es hin und wieder, dass das Wasser im Teich ganz plötzlich zu sprudeln begann. In solch einem Moment herrschte absoluter Ausnahmezustand. Wie die Verrückten stürzten, humpelten und schleppten sich die

Kranken dann in die Richtung der braunen Brühe und kurz darauf war der Teich komplett gefüllt mit aufgereggt durcheinanderschreienden Menschen.

In den wenigen Momenten, in denen der Engel scheinbar das Wasser anschubste, zerbrach jedes Mal die Solidargemeinschaft der Leidenden. Dann war nur noch jeder und jede sich selbst der Nächste und eine brutale Ellenbogengesellschaft trat zutage, denn es gab nur ein Ziel für alle: möglichst schnell im heilenden Wasser zu sein.

Ich habe mich an diesem sinnlosen „Humpelrennen“ nicht beteiligt, ich habe es nur mit einer Mischung aus Verzweiflung und Hohn beobachtet. Es hätte ja auch überhaupt keinen Sinn gehabt, mich auf den Weg zu machen. Ich war ja meistens alleine und bis ich mich nach dort unten geschleppt hätte, wären die Ersten schon wieder draußen gewesen. Es war hoffnungslos. Ob Menschen tatsächlich gesund wurden, konnte ich nicht beurteilen. Ab und zu hörte ich jemanden begeistert rufen: „Ich bin geheilt, ich bin geheilt!“ Dann freuten sich alle und applaudierten. Aber wie sollte ich, der oben am Rande lag, jemals an diesem Wunder teilhaben? Und trotzdem blieb ich dort liegen und starrte weiter auf den Teich.

Eines Tages, es war offensichtlich ein großer Feiertag in Jerusalem, denn es waren viel mehr Menschen in der Stadt als sonst und viele waren festlich gekleidet, saß ich

wie so oft in der prallen Sonne, an „meine“ Säule gelehnt und schaute traurig ins Leere. Plötzlich fiel ein Schatten auf mich. Vier oder fünf Gestalten, Männer wie Frauen, blieben vor mir stehen und unterhielten sich auf Aramäisch. Das war auch meine Heimatsprache und so konnte ich gut verstehen, worüber sie sprachen. Sie sprachen über ... mich!

Eine der Frauen kannte mich offensichtlich, denn sie erzählte dem Mann in der Mitte meine Geschichte. Sie machte sich ein bisschen lustig über mich, weil sie nicht verstehen konnte, dass ich als Gelähmter – so weit entfernt von dem Teich – mir überhaupt irgendwelche Hoffnungen machte, geheilt zu werden. Scheinbar glaubte sie, dass ich eigentlich gar nicht gesund werden wollte, sondern mich ganz gut in einem Leben als Behinderter und Bettler eingerichtet hätte. Deshalb war ich auch nicht besonders erstaunt, als der Mann in der Mitte mich wie aus heiterem Himmel fragte: „Willst du gesund werden?“

Was für eine Frage! Natürlich wollte ich das. Seit 38 Jahren war ich gelähmt. Nichts wünschte ich mir mehr, als endlich gesund zu werden und auf eigenen Beinen zu stehen. Aber ich wusste natürlich, dass mein Ansinnen lächerlich wirken musste. Denn wie hätte ich als Gelähmter an dem Wunder teilhaben sollen? Deshalb antwortete ich ihm: „Herr, ich habe keinen, der mich trägt!“

Wir alle, die wir hier in den Säulenhallen lagerten, waren krank. Körperlich versehrt. Aber, und das machte meine Situation so hoffnungslos, auch krank in den Köpfen. Denn wenn es darauf ankam, war jeder und jede sich selbst der Nächste. „Es war aussichtslos. Bis ich dort unten angekommen wäre, hätten die Ersten schon zwei Runden geschwommen!“

Der Mann sah mich an, dann beugte er sich langsam zu mir herunter und sagte leise: „Steh auf, nimm dein Bett und geh!“ Ein plötzlicher Ruck durchfuhr meinen Körper. Ich konnte auf einmal meine Beine spüren. Die Worte des Fremden waren wie ein innerer Stromstoß gewesen, es begann in meinem ganzen Körper zu kribbeln.

Steh auf, nimm dein Bett und geh!, dröhnte es in meinen Ohren. Sollte das wirklich wahr sein? Sollte es möglich sein, dass ich aufstehen und diesen Ort verlassen konnte? Weg von dem, worauf alle starrten hin zu einem neuen, ganz anderen Leben?

„Ich spüre meine Beine“, hörte ich mich selbst mit tränerstickter Stimme flüstern. Und plötzlich waren da auch Ruth, Lea und Jaron. Sie knieten neben mir nieder, lachten und weinten zugleich und halfen mir ganz behutsam aufzustehen, zu fallen, wieder aufzustehen, zu stolpern, aber endlich selbst, Stück für Stück und Schritt für Schritt, auf eigenen Beinen zu stehen und zu gehen.

Sollte das wirklich wahr sein? War ich gesehen worden? Nicht abgestellt und vergessen mit meinem Elend und meinem Leid? Ich musste mich immer wieder setzen und auf die anderen stützen, aber mir wurde auf einmal klar:

Gott hatte mich nicht vergessen. Für ihn gibt es keine ausweglosen Situationen und er hört das stille Weinen der Verzweifelten.

Langsam, ganz langsam und zittrig ließ ich mich von den anderen stützen und verließ Schritt für Schritt diesen unbarmherzigen „Ort der Barmherzigkeit“. Ich ließ auch den „Schubsengel“ von Bethesda hinter mir, denn Jesus selbst hatte mich angerührt und den Prozess der Heilung eingeleitet. „Herr, ich habe keinen, der mich trägt!“, hatte ich zu ihm gesagt und erlebte nun auf einmal, dass es ganz viele gab, die bereit waren, mich zu tragen. Und zwar weg von dem, worauf alle starrten, hin zu dem, der mich aus meiner Lähmung hatte erwachen lassen: Jesus hinterher und getragen von der Gemeinschaft derer, die ihm folgten.

Wie Engel uns mitten im Leben begegnen

Ein Engel ruft „Halt!“

Ich war wohl fünf oder sechs Jahre alt, als ich das erste Mal von jemandem eine selbst erlebte Engelgeschichte hörte. Mein Großvater Georg Bittlinger erzählte sie uns Enkeln gelegentlich. Ich weiß nicht mehr viel über meinen Großvater. Er ist gestorben, noch bevor ich zehn Jahre alt wurde. Aber diese eine Geschichte hat sich tief in meiner Erinnerung verankert, wohl auch deshalb, weil er sie uns immer wieder erzählen musste. „Opa, erzähl doch noch einmal die Geschichte von dem Engel!“, bedrängten wir ihn oft. Und Großvater kam der Bitte gerne nach.

Meine Erinnerung entspricht dem, wie man sich diese Szene am liebsten vorstellt: Der Großvater sitzt in einem großen Ohrensessel, neben sich eine Stehlampe und von der holzvertäfelten Wand hört man das Tick-tack-tick-

tack der alten Standuhr. Wir Kinder saßen um ihn herum, sahen ihn mit großen Augen an und lauschten gespannt.

Während des Ersten Weltkrieges, zwischen 1914 und 1918, war mein Großvater Pfarrer in der Gemeinde Climont, im Elsass. Dort in der Umgebung, unter den reformierten Christen, predigte, taufte, konfirmierte, traute und beerdigte er. Er soll wohl ein sehr traditioneller Theologe gewesen sein, ein aufrechter Christ und strenger Hirte seiner Herde. Hin und wieder vertrat er auch einen Pfarrrerkollegen, nachdem dieser zum Wehrdienst einberufen worden war.

Zwischen seiner Gemeinde und dem Nachbarort, in dem er vertretungsweise Gottesdienste und Andachten zu halten hatte, lag der „Climont“. Ein 965 Meter hoher, eindrucksvoller Berg aus Buntsandstein und Granit. Sein Gipfel ähnelt einem Trapez. Im 16. und 17. Jahrhundert fanden die von der römischen Inquisition bedrohten Mennoniten auf diesem dicht bewaldeten Berghügel Zuflucht. Noch heute zeugen – auf 670 Metern Höhe gelegen – ein Weiler und verwitterte Grabsteinüberreste eines Mennonitenfriedhofs von dieser längst vergangenen Zeit.

Der Climont ist bis heute ein beliebtes Ausflugsziel. Vor allem für Touristen und Wanderer. In den gängigen Reiseführern wird die Zeit für den Auf- und Abstieg mit etwa vier Stunden angegeben.

Nach heutigen Gesichtspunkten muss der ökologische Fußabdruck meines Großvaters hervorragend gewesen sein, denn er ging stets zu Fuß, wenn er den Climont überqueren musste, um den Nachbarort auf der anderen Seite zu erreichen.

Eines frühen Morgens machte er sich wieder auf den Weg. Er wollte nämlich zur Mittagszeit bei den Bauernhöfen auf der anderen Seite sein, dort war er bei einer Familie zum Mittagessen eingeladen. Wohlbehalten und ein wenig außer Puste kam er bei der Familie an.

Großvater liebte es, genüsslich zu speisen. Während die Bauersfrau auftrug, hörte er sich die Sorgen und Nöte der Familie an. Das war sein Beruf und auch seine Leidenschaft: Seelsorge, andere geistlich zu begleiten und zu beraten. Er betete mit der Familie und anschließend fand noch eine Haustaufe statt. Danach besuchte er die anderen Familien des kleinen Ortes, hielt Andachten, sang, betete und segnete die versprengte kleine Schar. Es wurde schon dunkel, als er sich wieder auf den Nachhauseweg begab.

„Bleiben Sie doch bei uns. Sie können gerne bei uns übernachten. Schauen Sie, es wird schon dunkel.“ So hatten die Leute aus dem Dorf damals auf ihn eingeredet. Das Angebot war von ihnen sehr freundlich gewesen, aber erstens wollte mein Großvater lieber zu Hause übernachten

und zweitens war er wohl ziemlich stur. Alles Reden und Überreden half nichts, er machte sich auf den Rückweg, den Berg hinauf, hinüber auf die andere Seite.

Bald sah er, wie Nebel aufzog. Nun wirkte der Climont gespenstisch. Ebenso die verfallene Mennonitensiedlung und die alten Grabsteine im fahlen Schein des Mondes. Dieser Berg hat seine Tücken, das wusste mein Großvater. Es gibt dort steile Abhänge und kleine Felsschluchten. Mein Großvater kannte zwar den Weg, er war ihn schließlich schon des Öfteren gegangen, doch jetzt – im immer dichter werdenden Nebel, im Dunkel der angebrochenen Nacht – war er sich auf einmal nicht mehr so sicher. Und allmählich, obwohl er ein Mann voller Gottvertrauen war, wurde die Situation auch ihm unheimlich.

Er wischte sich über die Augen und versuchte, den Weg durch die immer dichter werdenden Nebelschwaden zu erkennen. Er hatte weder eine Lampe noch eine Laterne dabei. Auch sie hatte er dankend abgelehnt, als ihn die Bauersleute bedrängten: „Nehmen Sie doch wenigstens eine Stalllampe mit. Sie können sie ja beim nächsten Besuch wieder zurückbringen.“ Doch jetzt, hier ganz allein in dieser unwirtlichen Gegend, hätte er etwas darum gegeben, wenigstens diesen Rat befolgt zu haben.

Er lauschte in die Nacht: ein knackender Ast, der Ruf eines Käuzchens, das Pochen des Blutes in seinen Adern,

sonst nichts. Gespenstische Stille. Ihm war mulmig zumute. Vorsichtig, Schritt für Schritt, setzte er seinen Weg nach Hause fort. Und auf einmal durchfuhr es ihn: Er hatte absolut keine Ahnung, wo er sich befand. Er hatte den Weg verloren. Doch da er ein wirklich frommer und bibelfester Mann war, fing er an, die Worte aus Psalm 23 zu beten: *„Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln, er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser. Er erquicket meine Seele. Er führt mich auf rechter Straße um seines Namens willen ...“* – Ja, das hoffte er, dass er sich noch auf der rechten Straße, auf dem richtigen Weg befand, und er betete weiter: *„Und ob ich schon wanderte im finsternen Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir ...“* – Darauf vertraute er in dieser unheimlichen Situation.

Zumindest war er sich sicher, dass er sich nicht in einem Tal befand, denn er war die ganze Zeit bergauf gelaufen und eine längere Strecke mehr oder weniger auf einer Ebene. Und dann ... mitten hinein in seine hilflosen Versuche sich zu orientieren, mitten hinein in sein Bangen und Beten ... hörte er auf einmal in seinem Kopf eine Stimme, die laut und deutlich *„Halt!“* rief.

Starr vor Schreck und wie angewurzelt blieb mein Großvater stehen: „Wer ist da?“, fragte er laut in die Nacht und weiter: „Wo bin ich?“ Unsicher sah er sich um. Auf

einmal hörte er aus der Ferne Stimmen, sie kamen von unterhalb, scheinbar aus einem Bereich weit unter ihm. „Restez!“, rief eine Stimme, also „Stopp!“ auf Französisch. Noch einmal: „Restez!“ Und dann sah er das Licht, das sich langsam von unten zu ihm hoch bewegte. Wenig später stand ein älterer Mann vor ihm und leuchtete auf seine Füße. „Mon dieu!“, entfuhr es ihm. „Mon dieu!“ Und dann sah es auch mein Großvater. Er war unmittelbar vor einem Abgrund stehen geblieben. Noch einen Schritt weiter und es wäre sein sicherer Tod gewesen.

„Und was glaubt ihr, liebe Kinder, wer hat da ‚Halt!‘ gerufen?“, fragte er uns immer, nachdem er seine Geschichte zu Ende erzählt hatte. Wir Kinder riefen jedes Mal begeistert: „Das war ein Engel!“

*Wir sind Engel mit nur einem Flügel.
Um fliegen zu können, müssen wir uns umarmen.*

LUCIANO DE CRESCENZO

So habe ich Engel erlebt

Begegnungen mit Engeln mitten im Leben

Als ich in Gesprächen mit anderen Menschen, die mit dem Glauben etwas anfangen können, erwähnt habe, dass ich ein Buch zum Thema „Engel“ schreibe, fingen viele sofort an zu erzählen:

„Ja, die gibt es! Da habe ich Folgendes erlebt ...“ oder *„ ... in meiner Familie wurde folgende Geschichte erzählt.“* Selten habe ich jemanden getroffen, der mit dem Thema Engel nichts anzufangen wusste.

Von den vielen Erlebnissen und Geschichten, die mir zugetragen wurden oder die ich selbst erleben durfte, habe ich für das Buch einige ausgewählt, um deutlich zu machen, wie unterschiedlich Menschen mitten im Leben den „Flügel Schlag“ eines himmlischen Gesandten erleben.

Zurückgehalten von einer Kraft

Eine Freundin erzählte mir:

Es war 1984. Ich machte eine Ausbildung als Schneiderin in Frauenaarach. Mein Mann und ich wohnten in Erlangen; ich musste die Strecke täglich mit dem Bus fahren.

An einem Nachmittag hatte ich mich nach der Arbeit etwas verspätet und hastete zur nächsten Bushaltestelle. Um dorthin zu gelangen, musste ich eine große Ampelkreuzung überqueren. Ich rannte bis zur roten Fußgängerampel auf der Verkehrsinsel und sah, wie der Bus bereits die Haltestelle anfuhr. Ich war wie blind getrieben, unbedingt diesen Bus noch zu erreichen und wollte einfach bei Rot losrennen, stand aber noch mit beiden Füßen auf der Verkehrsinsel. Kurz bevor ich die ersten Schritte auf die Straße gesetzt hätte, wurde ich mit Gewalt zurückgerissen.

Auf Höhe des Ampelmastes hat, völlig überraschend, eine Kraft meinen Arm hochgerissen, sodass ich mich selbst am Mast einhakte und abrupt vor einem an mir schnell vorbeifahrenden Auto stehen blieb. *Was war das? Wer hatte mich vor einem schweren Verkehrsunfall gerettet?* Vor lauter Schreck sind mir die Tränen gekommen, aber auch weil mich ein warmes Gefühl durchströmte, gerettet zu sein. Für mich war das eindeutig mein Schutzengel.

Engel sind mitten unter uns

Sie schützen uns, schenken uns Hoffnung
und schubsen uns an

Selten waren sie so gefragt und so viel unterwegs wie in diesen Zeiten. Clemens Bittlinger unternimmt eine berührende Reise quer durch die Bibel hinein in unsere heutige Zeit und beschreibt auf vielfältige Weise, wie Engel uns auch heute noch begegnen und begleiten.

„Durch die Corona-Krise aufgerüttelt sind viele Menschen sensibilisiert für das, was wirklich zählt und trägt. Die Welt hält inne und Ausschau nach Menschen und Boten, die uns neu beflügeln und den Weg in eine in vielerlei Hinsicht nachhaltige und behütete Zukunft weisen.“

Clemens Bittlinger



Brendow.

www.brendow-verlag.de

Dieser Auszug ist eine Gratis-Leseprobe aus dem Buch

„Behütet und beflügelt“ von Clemens Bittlinger

ISBN 978-3-96140-166-6

€ 15,00 / CHF 23,10 / € (A) 15,40

Bestell-Nr. 48-3262 (Leseprobe)